



Vikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Leitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{2}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{2}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Francillons Schwester.

Von Louis Ulbach.

Die junge Gräfin Villechétif sagte dieser Tage einer ihrer Freundinnen:

— Wahrhaftig, für eine Frau von Geburt und Erziehung ist es schwer, den Weg der Unanständigkeit zu betreten. Man mag straucheln, aber man richtet sich wüthend wieder auf. Wenn Francillon wirklich im Cabinet particulier Alles gestattet hätte, was dasselbe erfordert, sie müßte daran gestorben sein oder sich hinterher getödtet haben. Ich selbst war nahe daran, zu verderben . . .

— Wie? Sie waren in der Oper? Sie waren soupiren?

— Das ist nichts im Vergleich mit dem, was ich gestattet habe.

— Ah!

*

Und die junge Gräfin erzählte:

— Es war auf dem Lande, im dritten Jahre unserer Ehe. Wir hatten viele Gäste in unserem Schlosse, Herren und Frauen; es gab Jagden, Theater und andere Vergnügungen. Mein Gatte war stets liebenswürdig zu mir und wenn er im Ausdruck seiner Liebe sich ein wenig mäßigte, so entsprach dies nur mei-



nem Wunsche. Ich hatte zwei Kinder und war damit einstweilen zufrieden.

Im Treibhause war eine Bühne errichtet und dort gab es Tag für Tag Theaterproben.

Eine hübsche Kammerfrau, die jetzt nicht mehr in meinem Dienste ist, die Frau des Kammerdieners, diente den mitwirkenden Damen als Garderobière. Sie war hübsch, von eleganter Haltung, hatte meinen Wuchs, so daß sie meine Kleider anziehen konnte; überdies hatte sie so viel Lebhaftigkeit und Anmuth und hatte sich die bessere Art zu reden so sehr angeeignet, daß man sie für eine der Unseren hätte halten mögen. Eines Tages fehlte uns eine Mitwirkende. Es handelte sich darum, einen Brief auf einer Platte hereinzubringen. „Wenn Madame wünschen, werde ich das machen“, sagte mir die Kammerfrau Henriette. — „Meinetwegen“ sagte ich; und wir ergözten uns an Henriettens Debut. Mein Mann spielte den Marquis, dem sie den Brief bringt; er soll ihr einen Louisdor schenken und, weil sie sich weigert, das Gold-

stück anzunehmen, einen Kuß hinzusetzen. In den bisherigen Proben hatte meine Freundin Louise de Corblane die Rolle der Sou-brette inne gehabt und da hatte mein Mann sich begnügt, ihr den Kuß mit den Fingerspitzen zuzuwerfen. Der wirkliche Kuß war für die Generalprobe vorbehalten, gerade für jene, in welcher Henriette „einsprang“. Sie erhielt von meinem Mann das Kußhändchen; bei der ersten Vorstellung aber hatte dieser Bösewicht den Einfall, sie fest zu umfassen und herzlich auf den Nacken zu küssen, da, wo er mich zu küssen pflegt. Und das vor dem ganzen Saal! Alle Welt lachte und applaudirte und die Bedienten, die wir als Laqueurs angestellt hatten, schriekten: *Da capo!* Ich war wüthend und schwor mir im Stillen, das ganze Gesindel davon zu jagen. Selbst dieser Tölpel François, der Mann Henriettens, war entzückt, als er seine Frau in den Armen seines Gebieters sah. Das war empörend! Und François war ein hübscher Bursche mit angenehmen Manieren, der sehr gut zu seiner Frau paßte.

*

Ich war so einfältig, meinem Manne die Bemerkung zu machen, daß die Pantomime unschicklich gewesen sei. Er erwiderte lachend, Henriette sei hübsch und habe eine so zarte Haut wie eine Dame von Welt. Er berief unsere Freunde zu Zeugen und ich ward als absolut lächerlich erklärt.

Seit jenem Tage ward Henriette von den Herren sehr beachtet und von den Damen ein wenig beneidet. Die eitle, kokette Person fand Geschmack an diesen Huldigungen. Man schäkerte mit ihr und küßte sie. Auch mein Mann küßte sie, allerdings nicht in meiner Gegenwart; ich sah es eines Tages im Spiegel. Ich litt schrecklich. Eines Tages glaubte ich zu bemerken, daß mein Mann ein Rendezvous mit der Kammerfrau verabrede. Ich konnte nicht länger an mir halten und machte meinem Manne eine Scene. Ich erklärte ihm, daß ich, wenn er eine Maitresse nimmt, einen Liebhaber nehmen werde.

— Ganz wie Francillon!

— Sie werden sehen, daß es noch schlimmer war. — Mein Mann nahm die Sache von der heitern Seite und sagte: „Nur zu, meine Theure; es gibt unter meinen Freunden genug hübsche Cavaliere; so daß mir Ihr Geschmack sicherlich nicht zur Schande gereichen wird.“ — „Sie täuschen sich, mein Herr! erwiderte ich ihm unbesonnen. Ich werde Sie vollständig entehren. Wenn Sie Henriette zu ihrer Maitresse machen, so werde ich ihren Mann zum Liebhaber nehmen. Er ist so viel werth wie seine Frau und ist auch so viel werth wie Sie!“

Mein Mann brach in ein unbändiges Gelächter aus, nannte mich eine kleine Närrin und wollte mich küssen. Kurz: er trieb mich zur Verzweiflung.

*

Diese Unterredung hatte eine gefährliche Verstimmung zwischen uns zurrückgelassen. Mein Mann that, als würde er Henriette beachten und ich that, als würde ich François beachten. Und dies führte mich zu unsinnigen Vorstellungen. Ich sagte mir: „Warum nicht? in seinem Genre ist François so viel werth wie Henriette.“ Kurz: es gelang mir schließlich, meinen Mann eifersüchtig zu machen. Er war so einfältig zu schmolten und ich begriff, daß er mich einer Thorheit fähig hielt. Ich wollte ihn strafen und mich rächen.

Eines Tages ging er auf die Jagd; er sollte zwei Tage bei einem Freunde bleiben. Aber ich wußte, daß die Jagd eine Fabel und der Freund gar nicht zuhause sei. Es war das alte Spiel der eifersüchtigen Gatten und ich war entschlossen, ihn durch eine Ueberraschung in flagranti zu züchtigen.

— Wie, Sie sind so weit gegangen?

— Jawohl. Eines Nachts schlief Alles schon im Schlosse: die Familie, meine Mutter, einige Gäste, nur ich nicht und — François nicht. Gegen Mitternacht hörte ich, daß mein Mann heimkehrte. Er trat leise und vorsichtig auf. Vor der Thüre meines Schlafzimmers angekommen, fand er dieselbe verschlossen. Er pochte leise und verschaffte sich die Ueberzeugung, daß drin geflüstert wurde. Er rief mich leise, dann lauter; dann begann er stark zu pochen und drohte die Thüre einzubrechen. Zugleich rief er nach François und da konnte er deutlich vernehmen, wie François aus dem Bette sprang — aus meinem Bette, aus unserem Bette — und rief: Sogleich, sogleich, gnädiger Herr! Mein Mann konnte nicht länger an sich halten. Die Wuth machte ihn blind und toll. Er schrie so laut, daß alle Welt erwachte und mit brennenden Kerzen in der Hand auf den Korridor hinauseilte.

— Was geht denn vor? fragte meine Mutter geängstigt. Ist meine Tochter unwohl?

— Ihre Tochter, Madame, ist da drin mit dem Kammerdiener François eingeschlossen.

— Sie irren sich, mein Freund, sagte ich in ruhigem Tone, indem ich auf der Höhe der Treppe erschien, während François mit seiner Frau aus meinem Schlafzimmer trat.

— Was bedeutet das? fragte Mama.

— Nichts, liebe Mutter. Ich fürchtete mich allein in meinem Zimmer und habe Henriette vorgeschlagen, für heute Nacht mit mir zu tauschen; denn ihr Zimmer ist besser bewacht. Wenn ich gewußt hätte, daß mein Mann heute noch zurückkommt . . .

Ich log, aber mein Mann begriff die Lüge und that was die Anderen thaten, d. h. er lachte. Er theilte dann mit mir das Lager meiner Kammerfrau und als ich ihn so recht in meinen Armen festhielt, flüsterte ich ihm ins Ohr:

— Henriette wäre Dir lieber?

Er aber fand, daß ich mehr werth sei, als meine Kammerfrau.



ONBONNIÈRE.

Böse Zungen.

Chamfort sagte von einer reichen, aber sehr langweiligen Persönlichkeit, welche einen ausgezeichneten Tisch führte:

— Man ißt bei ihm, aber man verdaut nicht.

*

Aus der Bedientenwelt.

Eine alte Dame, welche von ihrem Diener um ein Neujahrsgeschenk angegangen wird, antwortet ihm:

— Ich schenke Ihnen Alles, was Sie mir in diesem Jahre gestohlen haben.

*

Ein Kammermädchen, welches eine Stelle suchte, bot seine Dienste einer Schloßherrin an.

— Können Sie frisiren? fragte dieselbe nach anderen Erkundigungen.

— Ja, gnädige Frau, in einer halben Stunde bringe ich die schwierigsten und complizirtesten Frisuren zu Stande.

— In einer halben Stunde? Was, denken Sie, soll ich dann den übrigen Vormittag thun?

Das Aergste.

Eine österreichische Dorfgeschichte von Sidonie.

I.

Die Resl-Mahm sitzt unter dem breit vorspringenden Dache des Hauses und strickt an groben Wadenstrümpfen. Nebenbei bewegt sie mit einem Fuß die Wiege, in welcher des Hauses Jüngster schläft und — so recht nebenbei denkt sie auch ein bißchen an die Zeitläufte zurück, welche sie hinter sich hat.

Die Sonne guckt munter auf die geschäftige Alte und rückt immer weiter vor, um ihre welken Hände zu wärmen, die nur mehr mühsam die klappernden Nadeln bewegen.

Die schwüle Hitze des Tages beginnt sich schon zu mildern unter dem Hauch eines kühlen Lüftchens, aber noch sind die heraufziehenden Wolken nicht dicht genug, um die schmachtende Erde vor der Sonnengluth zu schützen.

Eben will die Resl Mahm einen kleinen Dunker (ein Schläfchen) machen, als die Mirzl, ihre Enkelin, aus dem Hause tritt.

Die Mirzl ist noch ein blutjunges Dirndl, das eigentlich noch in die Sonntagschule gehen sollte, doch erließ der Herr Schulmeister diese ihr mit obrigkeitlicher Erlaubniß, denn die Mirzl war frühzeitig mannbar geworden, so, wie mancher Bub der Gemeinde; und zwischen den einschichtigen Höfen der Gegend und dem Schuldorfe gab es zu viel Gelegenheit, vorzeitig Anderes zu lernen, als Katechismus und sonstig Vorgeschiedenes.

Auch Andreas Kastner, der Mirzl Vater, hatte diese frei bekommen, was ihm auch für die Wirthschaft gar lieb war, denn das Mädchel war schon gut im Hauswesen zu brauchen, um so mehr, als der Hof keine Bäuerin mehr hatte. Diese war vor einem Jahre bei der Geburt ihres Jüngsten gestorben und hatte nur die alte Mahm zur Aufsicht über die Wirthschaft und ihre zwei Kinder zurückgelassen.

Seitdem die Mirzl gleich einer Hausfrau auf dem Anwesen wirthschaftete, war sie noch kräftiger geworden und „ausanander gangen“ wie man hier sagte. In der That hätte in der drallen Dirne Niemand eine erst Fünfzehnjährige vermuthet. Höchstens deuteten ihre Kinderaugen auf ihre große Jugend. Schauten sie doch so unbewußt und neugierig in die Welt hinein, als verstünden sie noch gar wenig von Allem, was darin vorgeht. So war es auch in der That.

Die Mirzl war noch ein wirkliches Kind trotz ihrer fertigen Gestalt und trotz ihrer sonstigen Tüchtigkeit.

Die Resl Mahm zwinkert ein wenig mit den alten, müden Augen; dann fährt sie mit der Hand darüber hin und hat nun den Schlaf so weit vertrieben, daß sie sehen kann, wer kommt. Als sie ihren hübschen Liebling erkennt, lächelt sie und greift wieder nach ihrer Strickerei.

„Grüß Gott, Mahm! Habt's g'rad a wengl dunkt? und i hab euch aufg'weckt?“ sagt das Mädchen, indem sie mit ihrem Korb Bohnen herankommt und sich neben der Alten auf einen Schämel setzt.

„Harb di net, (Kränke Dich nicht,) Dirndl! 'S is ja net Schlaf'nszeit. Guat is, daß d' kumma bist zum Diskriern.“

„Hör i 'leicht a schöni G'schicht?“ fordert die Mirzl die gesprächige Alte auf.

„Schon a. Aber weil mir g'rad allani, ganz allani san, kumten mir a von was G'scheitern red'n. Is dir recht?“

Die Mirzl nickt und streicht das Fürtuch über ihren runden Knien glatt und beginnt dann die Bohnen auszulösen. Knatternd fallen die reifen Früchtchen in die große Schüssel, die das Mädchen auf dem Schoße hat. „All's is mir recht, Mahm. Derzählts nur. All's is liab und g'scheidt, was red's. Alsdann, was habt's am Herz'n?“

Treuherzig schaut die Mirzl zur alten Base auf, die aber lächelt pfißig und der Kleinen scharf in's Gesicht lugend, sagt sie:

„I moan, daß i g'rad net gar a so viel am Herz'n hab, als du, mein Dirndl. Denk a wengl nach, fällt dir gar nix net ein?“

Die Mirzl denkt sichtlich nach, wie ihr geheißen wurde.

„Nix fällt mir ein, Mahm, rein nix.“ „A net da Sepp? Druckt di der gar net?“ Die Mirzl wird feuerroth und blickt bald auf die Alte, bald in ihre Schüssel. „Aber Mahm!“ stottert sie leise. „Gelt! I hab Recht, daß i am Sepp'l g'rath'n hab. Der is, der Hallodri!“

„Was soll er denn sein?“ erkundigt sich die Mirzl und schaut neugierig auf.

„Dein Schas!“ lacht die Resl und lichert vor sich hin.

„Mein Schas!“ wiederholt die Mirzl ohne jede Scheu, ohne jedes Erröthen, weil ohne Verständniß. — „Hab wohl Recht, Dirndl? Lang hab i's schon g'merkt, daß er dir z'liab geht. Allmal is er dort, wo du bist. Wannsd' die Küah melkst, hat er im Stall zu thuan; holst a Streu vom Bod'n, kratzt er a nach, muaßt auf's Feld 'naus — glei is er hinter dir. Des is mir schon längst net richti vorkumma. Aber heut Fruah — brauchst net roth z' werd'n — da bin i's sicher word'n, daß eng (daß ihr euch) gern habts; denn koan ord'ntlich Dirn laßt si' half'n und buß'n von an Buam, den 's net mag.“

Die Mirzl schaute jetzt verschämt zu Boden. Doch die Alte hob ihr das Kinn empor und sah sie gutmüthig an.

„Was laßt denn 's Köpfl häng'n? Do net, weil's Euch gar so viel gern habts? Der Sepp is ja a liaba, guata Bua, und sauber is er a; ös (ihr) paßt's recht schön z'samm.“

Nur oans möcht i dir sag'n: thua eahm net gar z'viel z'liab.“

„I hab ihn aber gern, Mahm — warum soll i net guat mit ihm sein?“

„Guat schon. Nur net gar z'guat. Sixt — i moan beim Fensterln, da g'schicht gar so viel Unglück. Gelt, er kummt zu dein' Fenster?“

„Wohl, Mahm, seit der Vater auf Wien g'reist is, traut si' der Sepp mehr mit'n Gernhab'n außa.“

„Des is ja recht und i red dir g'wiß nix d'rein; aber wahr is: die Nacht moants net guat mit der Bradheit von di Dirndln.“

„Aber geht's, Mahm; ös denkts do nix Schlecht's von mir?“

„Gar net, nur thua net All's, was da Sepp will — 's Aergsti — wenigstens net.“

Die verwunderte Miene Mirzls fragte deutlich nach diesem Aergsten, doch wurde ihre laute Frage durch die Heimkehr der Mähder unterbrochen, die vor dem heranziehenden Wetter flüchteten.

Der schlanke Sepp war unter ihnen und schaute gar warm zur Haustochter hinüber, die neben der Alten wie ein

Küchlein ausfah. Ueber und über erglühete das Mädchen und da ihr die Res'l Mahm lächelnd mit dem Finger drohte, während die Mähder im Hause verschwanden, konnte der Sepp, welcher jetzt der Letzte unter ihnen war, noch sehen, daß die strenge, gesüchtete Alte die Augen offen behielt.

II.

Der Himmel war längst nicht mehr blau, dicke Wolken jagten über ihn hin und verdeckten die Sonne. Staubwirbel tanzten an den Ecken des Hauses und der Wind schüttelte manch' unreife Frucht von den Obstbäumen. Die Mirzl und der Sepp wußten kaum etwas davon. Er lehnte an dem Bretterzaun, welcher den Garten abschloß und schaute mit seinen blitzenden Augen auf das Mädchen nieder. Beider Hände hatten sich gefaßt und verlegen schlenkerten sie damit.

„Hat leicht d' Frau Mahm was dageg'n?“ fragt der Sepp und zieht der Mirzl einen Strohhalm, den ihr der Wind zugeweht hat, aus dem Haar.

„Nix hat's dageg'n. S' is a guats Leut.“

„Des schon. Mi wundert's nur, denn g'wöhntli san d' alt'n Weiber auf Liabsleut net guat z'red'n.“

„D' Resl-Mahm schon. Nur hat's g'sagt --“

„Was hat's g'sagt? --“

In diesem Augenblick wird die Mirzl von der Mahm in's Haus gerufen.

„I kumm auf d' Nacht!“ flüstert ihr Sepp noch zu und geht dann nach dem Stalle.

Der Wind hat die Wolken ein wenig geschüttelt und ein leichter Schauer prasselt nieder. Er war kaum genügend, die lechzende Erde ein wenig zu erfrischen.

So verging der Tag. Eine heiße Nacht folgte ihm. Ein leichter Dunst lag am Himmel und ließ den Vollmond riesig groß erscheinen.

An den Bäumen rührte sich kein Blättchen; der Brunnen selbst schien leiser als sonst das Wasser niedergleiten zu lassen.

Längst war Alles im Hause finster, als eine Thür leise knarrte und Sepp aus seiner Stube in den Hof trat.

Er ging zu einer Bank, die an der Gartenseite des Hauses stand und ließ sich da nieder. Er begann ganz leise zu singen. Bald darauf öffnete sich über ihm ein Fenster. Er stieg auf die Bank und sagte zu Mirzl, deren Kopf sich oben zeigte:

„Geh, kumm 'nunter, 's is ja schreckli warm, i kanns kaum da aushalt'n.“

„I kumm glei!“ antwortete sie.

Gleich darauf kam sie herab und er empfing sie mit einem herzhaften Kuß.

„Heut' is wie beim Tag so liacht,“ sagt die Mirzl und schaut nach den wenigen Fenstern des Hauses.

Das Mondlicht fällt gerade hinein; wenn Jemand an einem der Fenster stünde, müßte man ihn sehen. Taghell liegt auch der Obstgarten vor ihnen; durch seine Lücken schauen die fernen Berge herüber. Der einzige dunkle Ort ringsum ist eine Laube aus Latten und wildem Hollunder, die neben der Hausbank sich erhebt.

Auf diese Bank zieht jetzt Sepp seine jugendliche Geliebte. Er ist ihr heute zum erstenmale so ungestört nahe. Der Bursche ist bis jetzt ziemlich schüchtern gewesen, denn er hat bis heute nicht gewußt, wie sich die allmächtige Res'l-Mahm zu seinem Verhältniß mit der Haustochter stellen werde. Nun weiß er es und er ist ruhiger darüber und — aufgeregter. Die Mirzl spürt Beides, denn so gemächlich wie eben jetzt, hat er sie noch nie betrachtet. Er sieht ihr erst lange in das kindliche Gesicht, daraus ihn die Kirschenaugen so treuherzig und lieb anschauen, dann gleiten seine Augen auf den schlanken Hals nieder und auf die Hüfte, die das Nieder wölbt und dann wandert sein Blick noch weiter abwärts, auf die vollen Waden, die der kurze Unterrock noch frei läßt.

Die Mirzl läßt es sich gefallen, daß er seinen Arm um ihren Hals legt und ihr Gesicht gegen das seine drückt. Als er aber sein Bein an das ihrige drückt, fragt sie gewissenhaft:

„Is döss schon 's Aergste?“

„S' Aergste? Wia moanst döss, mein Dirndl? Thua i dir leicht weh?“

„Gar net! Sepp, guat is — aber d' Mahm hat g'sagt, i soll dir net z'viel z'lieb thuan.“

„Hat's g'sagt?“ lacht der Sepp. „Und was hat's denn no g'sagt?“ forschet er belustigt.

„Daß beim Fensterlu gar oft an Unglück g'schicht,“ berichtet Mirzl, während Sepp immer zärtlicher wird.

„Was denn für an Unglück?“ sagt er zerstreut, denn er denkt und fühlt jetzt doch nur das Glück der Verliebtheit.

„Des hat's net g'sagt.“

„Bielleicht is amal Aner aberg'fall'n oder durchg'haut word'n,“ sagt träumerisch der Sepp, während die Mirzl sich enger an ihn drängt. Sie hat keinerlei Bedenken, denn das Alles kann unmöglich das Aergste sein. Sie ist nur herzlich froh, daß es so schön ist, wenn man einen Schatz hat und überläßt sich ihm, ohne mehr zu fragen.

Der Mond beleuchtet zwei tiefathmende, seufzende, verliebte Menschenkinder, die einander in den Armen liegen, die Küsse tauschen, die sich immer enger an einander schmiegen.

Schon verliert der Sepp die Ueberlegung, schon reißt er die Geliebte in höchster Leidenschaft an sich und will sie nach der Laube ziehen, da fällt ein Apfel zwischen Beiden nieder.

Sepp fängt unwillkürlich den Apfel auf — es ist ein schöner, gelber Borsdorfer. Rasch steckt er ihn ein und lacht gezwungen. Die Mirzl ist ein wenig ernüchtert und — sie weiß selbst nicht warum — enttäuscht.

„Was hast denn woll'n?“ fragt sie endlich und schaut ihn mit ihren großen, feuchten Augen an.

„S' Aergste!“ sagt er und schaut empor; 's is nur guat, daß der Apfel grad jetzt aberg'fall'n is, sunst war murg'n die Res'l-Mahm harb auf mi.“

„I net?“ fragt die Mirzl.

„A, du net!“ sagt der Sepp, der seiner Sache sicher ist.

„Daß aber der Apfl aberg'fall'n is!“ wundert sich die Mirzl. — Der Sepp aber meint „daß halt ob'n a Wind ganga is.“

Er weiß recht gut, woher dieser Wind weht, denn Borsdorfer Äpfel wachsen hier herum nicht. Wohl aber hat er der Mirzl heute Abend einige aufs Fenster gelegt, die ein Hausfrevler ihm in der Stadt lezthin verkauft hatte.

III.

Am andern Morgen sitzen sie Alle um die Frühsuppe herum und löffeln lustig in den weiten Schüsseln. Die Res'l-Mahm stopft den Kleinen tüchtig und schaut manchenmal lächelnd auf den verlegenen Sepp. Der bleibt noch da, nachdem die anderen Alle gegangen sind, denn er hat noch Aufträge abzuwarten.

„Sei g'scheit, Sepp und treib's net z'arg, sunst muast vom Hof,“ beginnt die Mahm.

„Habt's richti ös den Apfel abig'worf'n? — No ös werd's a no wiss'n, wia's is, wann ma si gar so viel gern hat.“

Man sieht, der Sepp ist ein Diplomat.

„Waß net mehr viel davon; nur oans sag i: mach nix Dumms; die Mirzl is selba no a Kind.“

So warnt ihn die Alte und er sagt kleinlaut:

„No, wann's eng gar a so fürcht's, daß a Unglück g'schicht, thuan mir halt nimmer fensterlu.“

Da lächelt die Res'l-Mahm und sagt:

„Dös is schon oan Ding — i hab's heut Nacht g'segn; an Unglück kann überall g'scheg'n. D'rum sag' i dir nur: sei a g'scheita Bua und heb' dir's Aergste bis zum Heirath'n auf.“

Mutter und Tochter.



— Ich danke für Deine Moral! Du warst 25 Jahre beim Ballet und hast Dir nicht so viel erspart, um Dir in Deinen alten Tagen ein Gläschen Wein gönnen zu dürfen.

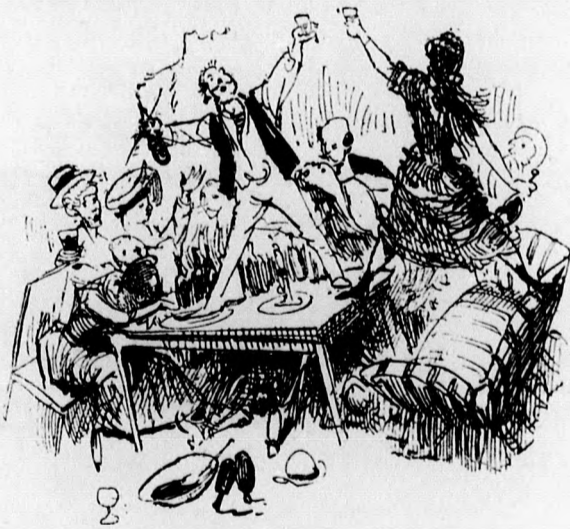
Ihr Geschäft.



— Was für ein Geschäft haben Sie, Herr Rosenblüh?

— Ich handle mit Damenwäsche. Und Sie, Fräulein?

— Ich auch.



Mißverständnis.

Vor einem Mönch' mit langem Barte
Erzählt ein junger Mann sein Leben.
Bei Tage: gute Weine, lange Tafel,
Bei Nacht: gefäll'ge Mädchen, junge Wittwen.
Hochwürden schlägt von Zeit zu Zeit die Augen
Ge'n Himmel auf und seufzt: „Ihr lieben Heil'gen!
Welch' Leben wie die Schweine, wie die Hunde!“
„Gewiß, ehrwürd'ger Vater, habt Ihr Recht“
Erwidert er, „und deshalb bin ich hier“.
„Ich spreche nicht von Deinem“, ruft der Pater,
„Beileibe nicht: ich spreche von dem unsern!“

F. H.

Die Zigarre.

Eine Studie von Ch. de Banville.

I.

Also niemals? fragte Madame Nisson ihre Freundin Rose Martinole.

— Nein, niemals.

— Nun, Du bist wahrhaftig mit einer furchtbaren Tugend ausgerüstet; denn von allen Männern unter dem Himmel ist gerade der Deinige, Herr Martinole Derjenige, der am meisten betrogen zu werden verdient.

— Und doch ist er nicht betrogen worden.

— Wie ist das möglich? Dein Mann ist ein abscheuliches Geschöpf. Ich habe ihn in meinem Salon sehr oft seine schändlichen pessimistischen, praktischen Theorien, seine bequeme Religion des Egoismus verkünden hören. Seiner Ansicht nach gehört jede Handlung, die nicht das Interesse zum einzigen Beweggrunde hat, in das Gebiet der romantischen und sentimentalen Verirrungen. Das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage sei das einzige, das man sich vor Augen zu halten habe. Die Eide seien Höflichkeits-Phrasen und die Ehe eine Erfindung wie beispielsweise die Einheiten des Aristoteles in der Tragödie. Er glaubt, daß alle Frauen eigentlich ihm gehören und daß er die Freiheit habe, sein Gut zu nehmen, wo er es findet. — „Wie, wenn Ihre Frau Ihrem Beispiele folgen würde?“ fragte ihn mein Mann eines Tages. — „Dann würde ich erwägen, inwieweit ihr Betragen mir lästig und nachtheilig ist und würde demgemäß handeln.“

— Ja, so ist er! rief Frau Martinole. Zu Beginn unserer Ehe liebte ich ihn; aber er machte mir begreiflich, daß ich mich solcher eitler Träumereien ent schlagen müsse. Er tödtete übrigens meine Liebe sehr bald durch seine täglichen Untreuen. Mich widerten die Küsse an, die ich mit so vielen Damen der Welt und Halbwelt theilen mußte.

II.

— Und was thatest Du?

— Es ist natürlich, daß ich sehr bald eine ungetreue Gattin wurde — in Gedanken wenigstens. Ich suchte die volle, glühende, ausschließliche Liebe eines Mannes, den auch ich lieben konnte und glaubte diesen Mann in Paul Adan gefunden zu haben, in diesem stolzen, sanften und energischen Helden, dessen elegante Haltung und von der Sonne Afrika's gebräuntes Gesicht an die schönsten Bronzen der Renaissance erinnert. Du kennst seine dichterische Beredsamkeit, mit der er Alles zu schildern versteht und uns nöthigt, ihm in seine Erinnerungen und Träume zu folgen. Der Austausch der ersten Blicke genügte uns zur Erkenntniß, daß wir einander lieben; aber er hat niemals auch nur ein galantes Wort an mich gerichtet. Ich bewunderte seine Zartheit, seine Zurückhaltung. Er wollte mich erobern, aber nichts verlangen, um nichts bitten. Und ich war entschlossen, ihm in seiner Uneigennützigkeit und Ergebenheit nachzuahmen, ja ihn zu übertreffen. Eines Tages werde ich ganz unerwartet in seiner Wohnung erscheinen und ihm mit den Worten in die Arme sinken: da bin ich!

III.

Allmählig bemerkte ich an Paul Adan eine eigenartige Gestaltung des Geistes und Charakters. Wenn er eine Gegend oder eine Scene aus seinen Erlebnissen schildern wollte, that er dies mit einem überwältigenden Zauber; wollte man aber ein andermal auf den nämlichen Gegenstand zurückkommen, so wußte er nicht mehr oder wollte er nicht mehr wissen, wovon die Rede sei. — Eines Abends hörten wir in einer Soiree der Gräfin Brucamps eine Prager Sängerin, Fräulein Czermak, ein böhmisches Lied vortragen. Es war ein so verliebter, so seltsamer, so göttlich trauriger Gesang, daß die ganze Versammlung vor einer tiefen, süß-schmerzlichen Bewegung ergriffen war. Paul Adan, der neben dem Klavier saß, hörte mit so viel Leidenschaft und Innigkeit zu, daß er Alles mitzuleben, mitzufühlen, mitzudenken schien, was an Leben und Trauer in dieser Musik lag. Plötzlich aber, mitten im Gesange, erhob er sich, verließ auf den Fußspitzen den Saal und begab sich in ein anstoßendes Gemach, wo er in einem Album zu blättern begann, völlig unbekümmert um den weiteren Gesang der Prager Künstlerin. — Eines Tages erwähnte mir Paul einen eben erschienenen Band Gedichte und pries mir dieses Buch mit einer solchen Begeisterung, daß ich Lust bekam, die Verse zu lesen. Er sandte mir das Buch und ich fand, daß es nur zur Hälfte aufgeschnitten war.

Diese Wahrnehmungen hatten mich befremdet; aber ich legte mir darüber keine Rechenschaft ab und hielt an meinem Plane fest, eines Tages bei ihm zu erscheinen und mich ihm zu schenken. Da mußte ich eine Fabel erleben, deren Moral nur zu deutlich war und der nichts weiter fehlte, als daß Lafontaine sie in Verse fasse.

IV.

An einem schönen Frühlingmorgen fuhr ich allein ins Wäldchen spazieren. Als ich einmal zum Wagenfenster hinausblickte, um die bunte, elegante Menge zu betrachten, sah ich auf dem Trottoir der Fußgänger Herrn Paul Adan langsam herankommen. Er sah mich nicht und rauchte mit heiterem, vergnügten Gesichte eine goldgelbe Zigarre, die offenbar ausgezeichnet war; sie hatte eine weiße Asche und entsandte schöne, blaue Ringe in die Luft. Paul hatte sichtlich einen hohen Genuß von diesem seltenen Kraut. Aber in einem gegebenen Augenblicke, eben als er im köstlichsten Genuße zu schwelgen schien, ohne sichtlichen Grund oder Vorwand, nahm er die Zigarre aus dem Munde und warf sie weg.

Ach, meine Theure! In jenem Augenblicke erstickte ich Alles: meine Liebe, meine Hoffnungen, meinen kühnen Plan; denn da sah ich mein Geschick deutlich vor Augen. Auch ich würde, ohne weniger schön, begehrenswerth und verliebt zu

sein, eines Tages das werden, was man im Geschäftsleben einen Ladenhüter nennt und würde geringschätzig vom Munde geriffen und in den Staub geworfen werden, wie eine Zigarre.

— Du hast jenem Vorkommniß vielleicht eine allzu große Bedeutung beigelegt. Es geschieht alle Tage, daß man eine zur Hälfte gerauchte Zigarren wegwirft . . .

— Leider; und es geschieht auch alle Tage, daß man eine zur Hälfte geliebte Frau wegwirft.

Tröste Dich, sagte Madame Riffon; vielleicht findest Du eines Tages einen anderen Mann, der ebenso schön, ebenso diskret, ebenso geistvoll ist wie Paul Adan, und überdies seine Zigarren zu Ende raucht . . .

Quellen.

**Sollt' an den Quellen des blauen Nil
Geografisches Wissen mir trinken,
Doch wies ich lächelnd das Ansuchen ab,
Sah Rebe und Hopfen nicht winken.**

**Auch aus der staubigen Bücher Quell,
Am Borne der Weisheit zu saugen,
Scheint mir ein häßlich Schmaroberthum
Und will mir schon längst nicht mehr taugen.**

**Blickende Römer, feuriges Laß,
Des bräunlichen Gerstensafts Schäumen,
Ein leises Liedchen, ein schönes Weib —
Dabei läßt's am besten sich träumen.**

**Und träumen will ich, vergessen das „Jekt“,
Ach ja, soldy' Vergessen ist Segen,
Träumen, wie einst ich sanft eingelullt
An blühenden Quellen gelegen.**

**Drum bin ich am liebsten ganz still bei Dir
Und opfere träumend den MUSEN,
Und liege am Urquell der Seligkeit,
An Deinem hochwogenden Busen.**

S.



Mont-Oriol.

(10)

Roman von Guy de Maupassant.

Deutsch von Armin Schwarz.

Andermatt und Gontran kehrten nun zum Kasino zurück; als sie an dem Orte vorbeikamen, wo Christiane mit Paul Bretigny geblieben war, sahen sie die Beiden nicht mehr.

William murmelte: „Sie hat meinen Rath befolgt und ist schlafen gegangen.“

Dann lenkte er seine Schritte nach dem Ballsaal.

Christiane war aber nicht in ihr Zimmer zurückgekehrt, wie ihr Gatte glaubte.

Kaum mit Paul allein geblieben, sagte sie ihm:

— Endlich bist Du da; ich erwarte Dich seit einem Monate. Jeden Morgen fragte ich mich: „Werde ich ihn heute wiedersehen? Und jeden Abend mußte ich mir sagen: Er wird wohl morgen kommen. Warum hast Du so lange gezögert, Geliebter?“

Er erwiderte verlegen: „Ich hatte so viele Geschäfte.“

Sie neigte sich zu ihm und flüsterte:

— Es war nicht recht, mich mit ihnen allein zu lassen, besonders in meinem jetzigen Zustande

Er rückte mit seinem Sessel etwas weiter und sagte:

— Gib Acht, man könnte uns bemerken; diese Raketen beleuchten die ganze Landschaft.

Sie hörte ihn kaum, sondern fuhr fort:

— Ich liebe Dich so sehr. — Dann mit einem wunigen Erbeben: O, wie glücklich fühle ich mich, daß wir uns hier wieder getroffen haben. Denkst Du auch daran? Paul, welches Glück! Wie wollen wir uns wieder lieben! Ich habe ein wahnsinniges Verlangen, Dich zu küssen! Ich habe Dich so lange nicht gesehen! . . . Dann wieder fügte sie mit der plötzlichen Aufwallung der leidenschaftlich verliebten Frau hinzu: Höre, ich will mit Dir sofort jenes Plätzchen aufsuchen, wo wir uns im vorigen Jahre Lebewohl gesagt haben. Du erinnerst Dich wohl: auf dem Wege nach La Roche-Pradière?

Er erwiderte verblüfft:

— Das ist Unsinn! Du kannst ja kaum gehen! Ich kann das nicht zugeben.

Sie war aufgestanden und sagte:

— Ich will! . . . Wenn Du mich nicht begleitest, gehe ich allein.

Dann, nach dem Monde zeigend, fügte sie hinzu: Sieh! es war ein ganz ähnlicher Abend wie heute . . . Erinnerst Du Dich noch, daß Du meinen Schatten küßtest?

Er suchte sie noch immer zurückzuhalten.

— Höre, Christiane . . . es ist lächerlich . . .

Sie antwortete nicht, sondern schritt den Pfad hinab, der zu den Weinbergen führte. Er ergriff ihren Arm, um sie unterwegs zu unterstützen.

— Wenn man uns sähe, Christiane! . . . bemerkte er.

— Im vorigen Jahre sagtest Du das nicht. Uebrigens ist alle Welt beim Feste. Wir werden zurückkommen, ohne daß Jemand unsere Abwesenheit bemerkt haben würde.

Bald hatten sie den bergauf führenden steinigen Weg erreicht. Christiane keuchte und stützte sich mit aller Kraft auf ihn. Bei jedem Schritte sagte sie: „Wie gut, wie gut ist es, so zu leiden.“

Er blieb stehen, mit der Absicht, sie zurückzuleiten. Allein sie hörte ihn nicht. „Nein, nein! Ich bin so glücklich! Du begreifst das nicht! Höre: ich fühle das Kind beben, unser Kind, Dein Kind! Gib Deine Hand! Da, fühlst Du es?“

Sie begriff nicht, daß dieser Mann der Gattung der Liebhaber und nicht der Gattung der Väter angehöre. Seitdem er wußte, daß sie schwanger sei, entfernte er sich von ihr, empfand er einen Abscheu gegen sie. Der Gedanke an ein Kind, das von ihm stammen sollte, flößte ihm Widerwillen ein.

Sie waren jetzt auf der Höhe des Bergweges angekommen. Sie flüsterte zum zweiten Male:

— Erinnerst Du Dich noch, wie Du mich auf der Erde umarmtest? Wir waren so: schau her!

Und in der Hoffnung, daß er es wieder thun werde, begann sie voraus zu laufen. Er aber blieb mitten im Wege stehen und wartete. Der Mond warf sein volles Licht auf sie und zeichnete den Schatten ihrer unförmig gewordenen Gestalt auf dem Boden. Und Paul stand unbeweglich ihr gegenüber und sagte in ungeduldigem Tone:

— Christiane, diese Kindereien sind lächerlich!

Sie kam zu ihm zurück, warf sich ihm an die Brust und rief:

— Oh, Du liebst mich weniger! Ich fühle es, ich bin dessen sicher.

Er fühlte Mitleid mit ihr, faßte ihren Kopf mit beiden Händen und drückte zwei lange Küsse auf ihre Augen.

Dann kehrten sie schweigend nach Mont-Oriol zurück. Vor dem Hôtel schieden sie von einander und Paul begab sich in den Ballsaal. Die Musik spielte eben einen Walzer auf und alle Welt tanzte: der Doktor Latonne mit Frau Paille der jüngeren, Andermatt mit Louise Oriol, der schöne Doktor Mazelli mit der Herzogin von Ramas, Gontran mit Charlotte Oriol. Gontran flüsterte dabei seiner Tänzerin mit jener zärtlichen Miene ins Ohr, welche den Beginn einer Liebeswerbung verräth, und Charlotte lächelte erröthend hinter ihrem Fächer und schien entzückt.

II.

Die Frage der Aerzte in Enval war zu einer brennenden geworden. Die Herren Doktoren hatten von der ganzen Gegend Besitz ergriffen. Sobald der von Andermatt den ganzen Winter hindurch vorbereitete Erfolg ein offenkundiger war und dank dem mächtigen Einflusse der Professoren Mas-Koussel, Cloche und Remusot hunderte von Patienten herbeiströmten, war der Chefarzt Dr. Latonne eine sehr wichtige Persönlichkeit geworden, besonders patronisirt vom Professor Mas-Koussel, dessen Jünger er gewesen und dessen Betragen er in Allem nachahmte.

Vom Doktor Bonneville war keine Rede mehr. Wüthend und schimpfend gegen die neue Anstalt, blieb der alte Doktor den ganzen Tag im alten Kurhause, mit einigen Patienten, die ihm treu geblieben waren.

Doktor Honorat behielt nur seine Landkundschaft aus der Umgegend und gab sich mit diesem bescheidenen Loos zufrieden.

Doktor Latonne wäre demnach ein sehr großer Mann geblieben, wenn nicht eines Morgens ein kleines, fast zwerghaftes Männchen in Enval aufgetaucht wäre, das mit seinem großen, tief zwischen den Schultern sitzenden Kopfe, seinen großen, runden Augen und großen Händen eine sehr bizarre Figur machte. Dieser vom Professor Remusot herbeigerufene neue Arzt, Dr. Black, machte sich sogleich durch seine übertriebene Frömmigkeit bemerkbar. Jeden Morgen hörte er die Messe und fast jeden Sonntag empfing er die Kommunion. Der Ortspfarrer verschaffte ihm bald einige Patienten, alte Fräulein, arme Leute, die er unentgeltlich behandelte, fromme Damen, die sich erst mit ihrem Seelenhirten berathschlagten, bevor sie einen Mann der Wissenschaft zu sich riefen, weil sie vor Allem seine Gesinnungen, seine professionelle Zurückhaltung und sein Schamgefühl kennen lernen wollten.

Eines Tages ward die Ankunft der Fürstin Maldeburg, einer alten deutschen Hoheit und sehr eifrigen Katholikin angekündigt. Auf die Empfehlung eines römischen Kardinals hin ließ die alte Fürstin den Doktor Blac noch am nämlichen Abend holen.

Von diesem Augenblicke an war er in der Mode; besonders die alten Weiber beteten ihn an. Der Doktor Latonne zuckte verächtlich mit den Achseln und sagte: Das ist ein Charlatan!

Eines Tages traf im Hôtel Mont-Driol eine vornehme spanische Familie ein: der Herzog und die Herzogin von Ramas-Aldavarra, und in ihrem Gefolge ein italienischer Arzt, Doktor Mazelli aus Mailand.

Dieser war ein Mann von dreißig Jahren, groß, schlank, schön, bloß einen Schnurbart tragend. Schon am Tage seiner Ankunft eroberte dieser Arzt die ganze Table d'hôte. Der Herzog, ein trauriger, ungeheuer dicker Herr, hatte nämlich ein Grauen vor der Einsamkeit und wollte durchaus seine Mahlzeiten in dem gemeinsamen Speisesaale einnehmen. Doktor Mazelli kannte schon fast sämtliche Gäste dem Namen nach und hatte für jeden Herrn ein verbindliches Wort, für jede Dame ein Kompliment, für jeden Diener ein herablassendes Lächeln. Er saß zur Rechten der Herzogin, einer Dame von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, mit bleichem Angesichte, dunklen Augen und blauschwarzen Haaren. Bei jedem Gerichte gab er ihr seinen Rath: „Davon nichts — davon ja — davon wenig.“ Er selbst schänkte ihr zu trinken ein, mit großer Sorgfalt das Verhältniß zwischen Wein und Wasser abwägend.

Er wollte mit der nämlichen Sorgfalt auch die Diät des Herzogs regeln; allein dieser hörte nicht auf ihn, sondern verschlang mit thierischer Gefräßigkeit ungeheure Mengen Speisen und lag dann wie ein Klotz in einem Sessel vor dem Hôtel, über die Schlechtigkeit seiner Verdauung klagend.

Durch Gontran ward Doktor Mazelli mit Christiane bekannt, deren Sympathie er sehr rasch zu gewinnen wußte und die er mit der Herzogin in Berührung brachte.

— Er ist ein ausgezeichnete Mensch, sagte die Herzogin vom Doktor Mazelli. Er weiß Alles und macht Alles. Ihm habe ich meine Taille zu verdanken.

— Wie, Ihre Taille?

— Ja; ich begann fett zu werden und er hat mich durch seine Kur und durch seine Liköre davor gerettet.

Er sprach scherzend, mit einem Anflug von Zweifel über die ärztliche Wissenschaft. „Meine Kur ist die Massage und — der Curacao!“ pflegte er zu sagen. Dann seine feinen, weißen Hände zeigend, fügte er hinzu: „Damit könnte man Todte wieder lebendig machen.“

Und die Herzogin bemerkte regelmäßig:

„Ja, er massirt ausgezeichnet!“

Dieser schöne Doktor war in wenigen Tagen Gegenstand der Bewunderung aller Kranken geworden. Wenn er durch die Alleen des Parkes ging, hörte man nur den Ruf: „Doktor!“ von allen Sesseln, wo die schönen, jungen Frauen saßen, um zwischen dem ersten und zweiten Glase „Christiane-Quelle“ auszuruhen. Wenn er dann mit einem Lächeln auf den Lippen stehen geblieben war, zog man ihn beiseite und da war des Fragens und Zischelns kein Ende.

Und unter den Frauen, die er mit seinen Rathschlägen begünstigt hatte, wurden dann intime Geständnisse ausgetauscht, damit man sich gegenseitig von seiner Sorgfalt überzeuge.

— Oh, Liebste, er hat Fragen an mich gestellt! . . . aber solche Fragen! . . .

— Sehr indiscrete Fragen?

— Indiskret? Sagen Sie lieber: entseßlich! Ich wußte

kaum, was ich ihm antworten soll. Er wollte Dinge erfahren . . . aber solche Dinge . . .

— Ganz wie bei mir! Er hat mich über meinen Mann ausgefragt.

— Mich auch . . . und hat Details berührt! . . . Diese Fragen sind sehr genant; aber sie sind nothwendig.

— Oh, freilich! Von diesen Details hängt die Gesundheit ab. Er hat mir versprochen, daß er mich nächsten Winter in Paris massiren werde. Ich habe es nöthig, meint er, um meine hiesige Kur zu vollenden.

Doktor Mazelli war in Euvall der ausschließliche Gegenstand aller Gespräche, bis zu dem Tage, an welchem das Gerücht sich verbreitete, daß der Graf Gontran von Ravenel dem Fräulein Charlotte Driol den Hof mache und dieselbe heirathen wolle.

Zu der That traf Gontran jetzt täglich mit Charlotte zusammen, denn die beiden Mädchen waren Christiane sehr zugethan und Gontran veranstaltete Ausflüge für den Vormittag und Spiele für den Nachmittag, über welche Christiane und Paul sehr erstaunt waren. Charlotte gewöhnte sich bald an die freien Manieren dieses Pariser Elegants und lachte und spielte vertrauensvoll mit ihm wie mit einem Bruder.

Louise betrachtete dieses Benehmen ihrer Schwester nicht ohne Sorge und eines Tages, als sie gesehen hatte, daß Gontran beim Pfänderspiel so weit gegangen war, Charlotten wiederholt zu küssen, sagte sie während der Heimkehr zu ihrer Schwester:

— Du solltest auf Dein Betragen mehr Acht haben! Herr Gontran benimmt sich unschicklich mit Dir.

— Unschicklich? Was hat er denn gesagt?

— Du weißt es wohl, spiele nicht die Unwissende. Wenn Du so fortfährst, wirst Du Dich sehr bald compromittiren und wenn Du Dich nicht zu benehmen weißt, dann ist es meine Pflicht, Dich zu ermahnen.

Charlotte stammelte verwirrt und beschämt:

„Ich weiß nicht . . . ich versichere . . . ich habe nichts gesehen . . .“

Ihre Schwester aber fuhr fort:

„Das darf nicht länger so fortgehen. Wenn er Dich heirathen will, dann hat Papa darüber zu entscheiden; wenn er aber nur Spaß treiben will, dann muß die Sache sogleich ein Ende nehmen.“

Da erzürnte sich Charlotte plötzlich, ohne selbst zu wissen: warum und worüber. Sie war verdrossen darüber, daß ihre Schwester ihr Vorstellungen gemacht hatte. Sie hatte eine unbestimmte Ahnung von einer im Herzen Louisens erwachenden Eifersucht.

Sie trennten sich ohne Gruß und Charlotte weinte lang in ihrem Bette, indem sie an Dinge dachte, die sie nie vorausgesehen oder geahnt hatte. Es war richtig, daß Gontran's Manieren sich geändert hatten. Sie hatte dies bisher empfunden, ohne es zu begreifen. Jetzt begriff sie es. Er sagte ihr bei jeder Gelegenheit artige, zarte Dinge und einmal hatte er ihr die Hand geküßt. Was wollte er? Sie gefiel ihm, aber bis zu welchem Punkte? Wäre es möglich, daß er sie heirathen würde?

Und sie vernahm in der Luft, in der stillen Nacht, weit, weit, wo das Reich der Träume beginnt, eine Stimme rufen: „Gräfin Ravenel.“

(Fortsetzung folgt.)